

Szene aus der Kreuztragung Christi in Schloss Bruck bei Lienz. Auf den Gewändern der dargestellten Personen finden sich zahlreiche Graffiti.



Übersehene Botschaften aus der Vergangenheit

Ungehobene Schätze, lange ignoriert: Die rund 750 Graffiti in der Burgkapelle von Schloss Bruck in Osttirol zeigen, wie die historische Forschung neue Wege gehen kann.

Von **Anna Petutschnig**, **Romedio Schmitz-Esser** und **Elisabeth Tangerner**

Oh, Jacobus, Erbarm' dich unsrer, Amen!" Vor etwa vier Jahrhunderten kratzte ein Besucher mit einem spitzen Gegenstand diese Zeile an die Wand der Kapelle von Schloss Bruck. Der aus unserer modernen Sicht orthographisch etwas fragwürdige Satz öffnet ein bislang ungenutztes Fenster in die Vergangenheit. Die Burgkapelle von Schloss Bruck in Lienz verfügt über ein Ensemble von spätgotischen Wandmalereien, die in keinem kunsthistorischen Überblick zu Tirol fehlen dürfen. Noch keinerlei Aufmerksamkeit erlangten jedoch die zahlreichen Graffiti, die in den

Foto: Archiv Anna Petutschnig und Elisabeth Tangerner

letzten 500 Jahren seit Entstehung der Fresken von mehr als 750 Händen an die Wand gemalt, geschrieben oder gekratzt wurden. Ein Projekt der Universität Graz hat nun diesen historischen Schatz gehoben und alle Graffiti systematisch erfasst und ediert.

Gebildete Schreiber, keine Vandalen

Zwar ist unbekannt, wer der Schreiber war, der den heiligen Jakob um seinen Schutz anflehte, doch Schloss Bruck war zu dieser Zeit wohl noch im Besitz der Freiherren von Wolkenstein-Rodenegg, einer bedeutenden Adelsfamilie, oder gerade an das Haller Damenstift übergegangen. Dieser Konvent adeliger Stiftsdamen in Hall in Tirol, eine Versorgungseinrichtung des lokalen Hochadels, hatte die Burg seit 1653 inne. In beiden Fällen war der Zutritt zur Kapelle von der Zustimmung der adeligen Besitzer(innen) abhängig – oder es waren die Eigentümer(innen) selbst, die sich hier eintrugen. Tatsächlich hat sich aus dem frühen 16. Jahrhundert auch ein Graffito mit einer genealogischen Skizze der Wolkensteiner erhalten. Es war also wohl kein Vandal, sondern ein gebildeter, schreibkundiger Angehöriger der Mittel- oder Oberschicht, der sich mit seiner Anrufung Jakobs im Putz der Kapelle verewigte. Dabei hatte er die Fresken zuvor aufmerksam betrachtet: Seine Inschrift findet sich auf dem Mantel der Darstellung dieses Apostels.

Ein Bezug der Graffiti auf die Szenen der Wandmalerei lässt sich häufig finden: So trug man sich mit „mein patron“ auf deren Figuren ein und stellte damit eine Verbindung zum eigenen Namensheiligen her. Ebenso fordert ein Andreas Genett 1567 auf dem Ärmel eines Schergen in der Passion Christi: „Nach dem Karfreitag jubelt an Ostern!“ („Post Parasceven Pascha Plaudite“). Er verband also einen konkreten Anlass im Kirchenkalender mit seinem Eintrag und suchte dafür die passende Szene in den Wandmalereien heraus. Ein weiterer Eintrag – „Unter ihren Schutz fliehen wir“ („Sub suum praesidium confugimus“) – steht ganz folgerichtig auf dem Umhang einer Schutzmantelmadonna. Text und (gemaltes) Textil erweisen sich als eine Einheit, die einen seit Jahrhunderten geführten

Dialog zwischen den Fresken und ihren schreibfreudigeren Betrachterinnen und Betrachtern offenbart.

Bei der unübersehbaren Menge an Schriftzeugnissen ist es überraschend, dass sich bislang niemand diesem historischen Dialog widmete. Das liegt auch daran, dass Graffiti lange Zeit weder von der geschichtswissenschaftlichen Forschung ernst genommen wurden – man vermutete darin oft eher marginale Schriftzeugnisse – noch von kunsthistorischer Seite, die darin eine Zerstörung des „eigentlichen“ Kunstwerks sah. In jüngerer Zeit mehren sich jedoch die Stimmen, die die Historische Graffiti-forschung als eigenständiges, interdisziplinäres und internationales Feld etablieren möchten. Sie können dabei auf ältere Arbeiten zurückgreifen, so im deutschsprachigen Raum auf Detlev Kraacks monumentale Studie zu den Zeugnissen der adeligen Jerusalemreisen.

Interessante sozial- historische Schlüsse

Dass solche Untersuchungen nur zögerlich von einer breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit aufgegriffen worden sind, ist auch deshalb überraschend, weil aus der Auswertung vormoderner Graffiti interessante sozialhistorische Schlüsse gezogen werden können. So fällt bis weit in die Frühe Neuzeit hinein das Fehlen von weiblichen Schreibenden ebenso auf wie der relativ hohe soziale Stand: Die Schreiber stammten – zumindest in Tirol – oftmals aus der regionalen Elite. Dies zeigt auch der Vergleich mit Graffitibeständen aus Nordtirol, etwa in den Kapellen des Oberlandes (Obsaurs, Fernsteinpass), in Hall in Tirol (Salvatorkirche, Pfarrkirche) oder in anderen Burgkapellen (Frundsberg in Schwaz). Vormoderne Graffiti haben daher weniger mit Vandalismus zu tun, sondern gehörten zu einer sozialen Praxis, die wir erst noch besser verstehen müssen. Oftmals gibt der Befund auch Rätsel auf, wie etwa jene Ritzung auf dem prunkvollen Mantel des Leonhard von Görz, des Stifters der Ausstattung, die Simon von Taisten in den 1480er Jahren für Schloss Bruck malte. Sie lautet: „S: Stola“, also etwa „H(eiliger) Mantel“. Leider ist eine zweite Zeile, die die (ironische?) Bedeutung genauer bestimmen

**So trug man
sich mit „mein
patron“ auf
deren Figuren
ein und stellte
damit eine
Verbindung
zum eigenen
Namens-
heiligen her.**



Verweis auf das Osterfest auf dem roten Ärmel eines Schergen in der Passionsdarstellung.

Unter den älteren Beständen vom ausgehenden 15. bis zum 17. Jahrhundert findet sich immer wieder die Formel „Hic fuit“ – „Hier war ...“



In gemalten Wandteppichen am Sockel der Fresken sind Zirkelabschlüsse erkennbar. Ihre Funktion ist bislang unklar.

könnte, nachträglich ausgekratzt worden. Auch mehrere Zirkelabschlüsse, die sich an anderer Stelle auf die Verzierungen des Sockels zu beziehen scheinen, bleiben in ihrer Bedeutung unklar, denn sie befinden sich offensichtlich über der gemalten Schicht, können also nicht zu deren Konzeption angefertigt worden sein. Haben sich hier in der Kapelle tätige Handwerker die Zeit vertrieben? Mitunter muss die Deutung vage bleiben, sodass man wie der französische Historiker Marc Bloch ehrlich sagen sollte: „Wir wissen es nicht“.

Natürlich ist nicht bei allen Graffiti ein geistlich-frommer bzw. moralisch-belehrender Grundton oder eine Korrespondenz mit den Fresken auszumachen. Oft entschied ganz banal die Farbe des Untergrunds über den Ort der Eintragung. Für ihre Kohleschrift wählten zwei Damen, die 1947 das Heimatmuseum im Schloss ansahen, die Abbildung eines weißen Federbusches als Träger für ihre Namenszüge: „Bauer Julie / Klabitschnig Gitti“. An anderer Stelle versuchten zwei Osttiroler, ihre in der Region verbreiteten Namen abzusetzen, indem sie diese in altgriechischen Buchstaben einritzten – auch die eigene Bildung konnte also in Graffiti zur Schau gestellt werden. Unter den Graffiti des späten 19. Jahrhunderts finden sich zudem Einträge in Hebräisch und Englisch („I was in this castle, blest memory to our ancient fathers“). Trotz des strikten Verbotes haben auch noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts einige Museumsgäste nicht davon Abstand genommen, ihre Namen zu ergänzen.

Unter den älteren Beständen vom ausgehenden 15. bis zum 17. Jahrhundert findet sich immer wieder die bekannte Formel „Hic fuit“ („Hier war ...“), der der Name des Schreibers folgt. Formal unterscheiden sich solche Graffiti kaum von der modernen Variante „... was here“: Die Wahl einer Fremdsprache, die als Leitsprache international anerkannt ist, durch eine wohl eher regionale, deutschsprachige Gruppe, und der Wille, den eigenen Namen als Anwesenheitsvermerk zu kennzeichnen, verbinden die Verfasserinnen und Verfasser über ein halbes Jahrtausend miteinander. Doch die dahinterliegende Intention scheint sehr unterschiedlich gewesen zu sein: Nicht die Partizipation an einer subversiv wahrgenommenen Jugendkultur, sondern die

Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen Elite und der Versuch, am Heilsversprechen des Ortes teilzuhaben, lenkten die Federn und die Nägel vormoderner Graffiti-Schreiber. Das zeigt sich schon an den unterschiedlichen Orten, an denen Botschaften erhalten sind: Es sind vor allem die Wände von Kapellen und Kirchen. Allerdings darf man den zwischenzeitlichen Verlust nicht vergessen. Werden heute insbesondere öffentliche Transportmittel mit Graffiti „getaggt“, so sind die Wagen der Vormoderne ja zum Großteil verloren gegangen. Der Fund von Graffiti auf dem berühmten Friedrichswagen aus dem 15. Jahrhundert im Grazer Joanneum verdeutlicht, dass dieses Phänomen schon im Spätmittelalter existierte. Ähnliches gilt für renaissancezeitliche Schlosswände, wie zuletzt für das Schloss von Urbino gezeigt worden ist.

Das Studium von Graffiti erweist sich als ein sehr lebendiges und junges Feld der historischen Forschung, und auch in Bayern sind noch viele solche Schätze weitgehend ungehoben. So ist als Fortführung des Projektes von Schloss Bruck eine Graffiti-Erhebung im Kreuzgang des Regensburger Domes durch das Team der Universität Graz in Arbeit.

Anna Petutschnig, BA

studiert im Masterstudiengang Geschichte und im Diplomlehramt Latein und Geschichte an der Universität Graz.

Prof. Dr. Romedio Schmitz-Esser

lehrt und forscht am Fachbereich für Allgemeine Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften der Universität Graz, u. a. über Kultur- und Mentalitätsgeschichte sowie Materielle Kultur des Mittelalters und die Epigraphik des Alpenraumes.

Mag. Elisabeth Tangerner, BA

studiert im Masterstudiengang am Institut für Geschichte der Universität Graz.



Auch Stein ist vergänglich –
umso dringlicher ist die wissen-
schaftliche Bearbeitung.
Schrifttafel an der Südseite der
Münchner Frauenkirche mit
deutlichen Verwitterungsspuren.

„Cover subways with inscriptions and it's good enough for me“